



Weihnachts
GRUSS
Geschichten

PETRA HAHN-LÜTJEN (HRSG.)

BRUNNEN



WeihnachtsGrußGeschichten

für

mit besten Grüßen



© 2016 Brunnen Verlag Gießen
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Umschlagillustration: shutterstock
Satz: DTP Brunnen
Druck: CPI – Ebner und Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-7655-4300-5

www.brunnen-verlag.de



Willkommensgrüße. Ein Vorwort.

Von Petra Hahn-Lütjen

Herzlich willkommen!

Willkommen, wenn für Sie „GUTES LESEN“ und „GUTES LEBEN“ zusammengehören!

Wir kennen uns ja nicht persönlich, aber ich will mal persönlich fragen: Wie ist das, wenn Sie an Menschen denken, die Sie schätzen, die Ihnen lieb und wert sind – egal, ob ganz in Ihrer Nähe oder weiter weg: Über welche Grüße freuen Sie sich da? Welche vermissen Sie? Welche Grüße ärgern Sie und welche Grüße wünschen Sie sich – insgeheim – und welche senden Sie?

Und was ist ein guter Gruß für Sie – eine WhatsApp-Nachricht, SMS oder Mail? Ein Brief, eine Karte, ein Päckchen an der Türklinke oder im Briefkasten?

Ist ein Gruß überhaupt immer irgendeine Art von Post? Oder vielleicht auch ein Blick? Ein guter Gedanke? Ein Gedanke, der zur Tat wird? Ein Anruf? Ein Gebet?

Und zu guter Letzt: Welche guten Grüße wollen Sie eigentlich lange schon mal loswerden?

Jetzt gehen erst einmal Grüße an Sie – mit besten Wünschen für eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit ...

Herzlich,

Ihre Petra Hahn-Lütjen

Herzliche Grüße, deine Oma

Von Tanja Jeschke

„*Herzliche Grüße* und frohe Weihnachten, deine Oma.“ Ganz lapidar schrieb sie das immer auf ihre Weihnachtskarten. Denn aus den Festtagen machte sie sich genauso wenig wie aus dem Verabschieden, darüber huschte sie hinweg. Ankommen und Dasein im normalen Alltag waren ihr viel wichtiger. An Weihnachten sahen wir sie nie. In meiner Kindheit besuchte sie uns lieber überraschend, an irgendeinem Mittwoch zum Beispiel. Sie kam die neun Stunden mit dem Zug zu uns nach Norddeutschland gefahren, klingelte und stand lachend da. Wir waren völlig aus dem Häuschen vor Freude. Sie brachte uns Eszet-Schnitten mit, Hefezopf und allerlei „Schnickschnack“, wie sie es nannte. Sie verbreitete den Duft von Dampfnudeln im Haus und spielte mit uns Schreibspiele, Dichterquartett und Fang den Hut. Meine Großmutter war ein Gruß des Himmels. Sie ließ den Alltag als Fest erscheinen.

Als siebzehnjähriges Mädchen war sie einen Sommer lang als Unterhalterin bei einer Gräfin auf dem Schloss Senftenau am Bodensee. Sie fuhr mit dem Ruderboot auf dem See herum, wenn sie nicht in Gesellschaft der Gräfin feine Spitzenkrägen stickte, die ich heute noch besitze. „Ich hatte viel Zeit und machte lange Radtouren, ganz allein und tagelang“, erzählte meine Großmutter.

Mit zwanzig ging sie nach England und arbeitete als Kindermädchen bei einer jüdischen Familie in London, die die Sommermonate über in Zelten im Wald zu leben pflegte. Von ihrem ersten Gehalt kaufte sie sich silbernes Fischbesteck. Früh verheiratet stürzte sie sich in ihre Aufgaben als Pfarrfrau, bekam drei Töchter und hatte das Haus immer voll Besuch. Sie verstand etwas von Kunst und lernte Maler kennen, deren Werke sie in ihrem Wohnzimmer ausstellte, damit betuchtere Gäste sich eines kauften. Manchmal drehte sie nach ein paar Wochen ein Bild auf den Kopf. „Jetzt spricht es mich wieder neu an“, sagte sie dazu mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Dann kam das Dritte Reich. Ihr Mann wurde eingezogen, sie versorgte die Gemeinde allein und bekam eines Tages die Anfrage eines Pfarrkollegen aus dem Widerstand, ob sie bereit wäre, Juden bei sich aufzunehmen. „Selbstverständlich“, sagte meine Großmutter. Da war sie Anfang 30. So lebten immer wieder für einige Wochen jüdische Ehepaare oder Einzelpersonen bei ihr im Haus mit, die sie als Ausgebombte aus Berlin ausgab. Versteckt halten konnte man im Pfarrhaus keinen Menschen.

Einmal half sie mit ihren jüdischen Freunden bei der Heuernte eines Bauern mit, wie es im Dorf so üblich war. Einer der Dorfbewohner war misstrauisch geworden und stellte ihr unentwegt Fragen über ihre „ausgebombten“ Gäste. Meine Großmutter schlitterte auf dem Glatteis und wusste bald nicht mehr, was sie antworten sollte. „In

dem Moment fing ein Gewitter an und wir mussten eilig vom Feld herunter. Das war unsere Rettung.“

Eine jüdische Frau hatte es einmal nicht mehr ausgehalten, das Incognito im stillen Pfarrhaus. „Ich muss einfach einmal wieder in einer richtiges Café unter Leute“, hatte sie gesagt und war in die Kleinstadt in der Nähe gefahren, hatte sich in ein öffentliches Café gesetzt und Torte gegessen. Es ging gut, die Frau kam unbeschadet zurück von ihrem hoch gefährlichen Ausflug. Dass sie die Familie meiner Großmutter dabei mitgefährdet hatte, schien ihr gar nicht bewusst. Für meine Großmutter war das kein Spaß.

Jung, wie sie war, vermisste meine Großmutter ihren Mann, der an der Front in der Ukraine stationiert war. Schließlich setzte sie sich eines Tages in den Zug und reiste in die Ukraine. Mitten hinein ins Kriegsgebiet. Sie wollte einfach ihren Mann besuchen, ihn überraschen. Krieg hin oder her. Er muss sehr gestaunt haben, das auf jeden Fall. Meine Großmutter kehrte heil zu ihren Kindern und Juden ins Pfarrhaus zurück.

Auch später, als sie schon viel älter war, liebte sie es, mit dem Zug irgendwohin zu reisen, zu einer Gemäldeausstellung, zu einem Menschen, und dann – statt langweilig nur heimzureisen – einfach ungeplant irgendwo auszusteigen, sich ein Zimmer zu nehmen und eine Nacht in der Fremde zu verbringen. Ohne Zahnbürste und Gepäck spontan mitten im Nirgendwo abzusteigen. Sich selbst dabei zu überraschen. „Herrlich, so unabhängig!“, jubelte sie.

Und Witze gefielen ihr. Sie lachte dann ganz leise, aber so sehr, dass es sie schüttelte. Am Tisch sitzend, streckte sie dabei einen Arm lang auf der Tischplatte aus, legte den Kopf auf den Arm und ließ die Lach-Tränen fließen. Sie selbst kannte nur einen einzigen Witz, den sie immer wieder zu erzählen pflegte. Sie fand diesen Witz, bei dem es um Seidenstrümpfe und Seidenraupen ging, jahrzehntelang so ungeheuer komisch, dass sie oft nicht weiterkam beim Erzählen, weil sie vor Lachen schon nach wenigen Sätzen nicht mehr konnte. Wir wussten ja, wie der Witz ging, und konnten die Pausen dann ganz gut mit ihr aushalten.

Unerschrocken war sie auch. In unserer Verwandtschaft gab es eine entfernte Tante, die sich ein Leiden zuzog. Es bestand darin, zu meinen, sie müsse einen bestimmten Ring dringend sofort nach Jerusalem bringen. Sie stellte sich an die Autobahn und versuchte zu trampeln, um ihrem Ziel irgendwie näher zu kommen. Es regnete und sie wurde schließlich in einem psychiatrischen Krankenhaus untergebracht. Kaum jemand aus der Großfamilie wagte es, die Tante in der geschlossenen Abteilung dort zu besuchen. Aber meine Großmutter fuhr mit Bus und Bahn mehrmals hin und aß mit ihr Kuchen. Wieder mitten hinein ins Kriegsgebiet. Ankommen und Dasein, wo sie jemand brauchte.

In den letzten 8 Jahren ihres 95-jährigen Lebens verabschiedete sich meine Großmutter durch Demenz. Ganz unaufgeregt und wie nebenbei verlor sie ihr Gedäch-

nis. Als sie dann starb, war sie nur noch winzig klein und sagte oft: Oh ja. Bei ihrer Beerdigung leuchtete der ganze Friedhof in dem großzügigen Licht der Überwindung. Die Eichhörnchen huschten über die Gräber hinweg, die Bäume bildeten grüne, luftige Dächer über den Trauergästen. Die zukünftige Welt war da, ganz plötzlich, wie ein überraschender Besuch. Ich bin angekommen!, schien meine Großmutter zu jubeln, herrlich, so unabhängig!

Flaschenpostgrüße

Von Mathias Jeschke

„*Herzliche Grüße!* Mange hilsener! Mathias Jeschke“, so unterzeichnete ich meine kurze Nachricht auf dem aus dem Notizbuch gerissenen DIN-A5-Blatt. Obenan hatte ich die aktuelle Position unseres Schiffes vermerkt: 61° 34′ North 4° 4′ East, damit der mögliche Finder wusste, wo die Flasche ihre Reise begonnen hatte. Wir durchschipperten die Gewässer vor Bergen im Süden Norwegens.

Ich hatte den Kamin angefeuert. Die Flammen tanzten. Meine Kinder saßen um mich herum. Am Weihnachtsbaum brannten die Kerzen. Sie wollten wissen, was ein unerhörtes Ereignis ist. Wir hatten über den Besuch des

Engels bei Maria und die Jungfrauengeburt gesprochen. Und ich war auf den Begriff zur Charakterisierung einer klassischen Novelle gekommen, das unerhörte Ereignis. „Jetzt sag doch mal, was das ist!“ Sie ließen mir keine Ruhe. Also erzählte ich ihnen diese Geschichte, die ich selbst erlebt hatte, als ich noch jung war:

Ich schrieb also die Position unseres Schiffes auf das Blatt und neben ein paar freundlichen Worten hatte ich noch meine Heimatadresse dazugeschrieben. Man kann ja nie wissen und soll die Hoffnung nie aufgeben. Dann rollte ich den Zettel ein und steckte ihn in die ausgewaschene 0,3-l-Cola-Flasche und schraubte den roten Deckel drauf. Ich nahm die brennende Kerze und versiegelte den Verschluss mit heißem Wachs, damit mein Gruß an die Welt nicht nass wurde.

Ich verließ meine Kammer, stieg den Niedergang hinauf und öffnete das Außenschott. Das war mir in all den Monaten auf dem Schiff zur lieben Gewohnheit geworden, wann immer es möglich war, an Oberdeck zu gehen und die wunderbare Luft einzuatmen. Es war jedes Mal umwerfend herrlich, hinauszugehen unter den weiten Himmel, unter dem wir von nichts umgeben waren, als von der immensen Fläche der See. Ich trat an die Reling und warf, ohne groß weiter darüber nachzudenken, meine Flaschenpost außenbords. Es war nicht mein erster Gruß. Ich blickte hinaus und entdeckte an Steuerbord vorm Bug die flinken grauen Rücken. Eine Schule Tümmler war uns häufig knapp voraus.

Ich blieb nicht mehr lange an Bord, verließ das Schiff etwa ein Vierteljahr später. Aber eigentlich bin ich innerlich nie wirklich von Bord gegangen. Wer sich einmal mit der See vermählt hat, den lässt sie vermutlich nie wieder los. Die innigste Begegnung mit ihr hatte ich bei einem mehrtägigen Ritt bei zwölf Beaufort in der Biskaya. Ich wusste in jenen Stunden nicht, ob ich da lebend je wieder herauskommen würde. Und war gleichzeitig unglaublich fasziniert von der Kraft und Herrlichkeit des wütenden Meeres. Aber mein Gott wollte mich noch mehr erleben lassen. Also ging ich an die Universität und studierte Theologie.

Etwa zwei Jahre, nachdem ich die Flaschenpost ins Meer geworfen hatte, bekam auf der Insel Bolga im Norden Norwegens die Frau des Fischers Bjarne Laurids Johansen ihr fünftes Kind. Es war ein Junge und die Eltern nannten ihn Marius Alexander. Bolga liegt über dem nördlichen Polarkreis. Ich büffelste währenddessen tote Sprachen.

Marius Alexander wuchs auf dieser kleinen Insel mit ihren hundertfünfzig Einwohnern auf und war seine ganze Kindheit über umgeben vom Meer. Zu seinem sechsten Geburtstag schenkte ihm sein Vater ein Boot mit einem Außenbordmotor. Der Vater fuhr jeden Tag mit seinem Fischkutter hinaus aufs Meer.

Marius erkundete nun nicht mehr nur zu Fuß, sondern auch mit dem Boot die Insel. Er war ein Sachensucher. Schon viele Schätze hatte er entdeckt und geborgen. Sein

Zimmer war voll von wunderbaren glänzenden, glitzernen Funden. Ihr würdet vielleicht sagen, das ist doch alles wertloses Zeug, aber Marius liebte seine Schätze.

Eines Tages fand er sogar eine Flaschenpost. Da war er schon neun Jahre alt. Er hatte zunächst Schwierigkeiten, die Flasche zu öffnen. Aber mit der Wasserpumpenzange aus der Werkstatt seines Vaters gelang es. Er zog den eingerollten Zettel heraus und es war – ihr ahnt es schon – mein Brief. Marius staunte nicht schlecht.

Ich jedenfalls erhielt bald danach einen Brief von der deutschen Botschaft in Oslo. Ich lebte inzwischen an der Ostseeküste in Rostock, keine fünf Gehminuten vom Hafen entfernt. Als ich den Absender auf dem Brief las, dachte ich kurz an den Nobelpreis, bis mir einfiel, dass ich noch gar nichts Entscheidendes geleistet hatte. Ich öffnete den Brief und fand eine Postkarte von Marius mit einem Foto von der schönen kleinen Insel Bolga, die tatsächlich ein bisschen wie Lummerland aussieht, falls ihr das kennt.

Im Briefumschlag fand ich auch die Kopie meines Zettels, den ich vor inzwischen elf Jahren geschrieben und hinausgeworfen hatte in die Welt. Da musste ich mich erstmal setzen und durchatmen. Nun war es an mir, zu staunen. Meine kleine Cola-Flasche war ganz allein die ewig lange und zerklüftete Küste dieses langen Landes Norwegen hinaufgewandert. Der Golfstrom war zum Briefträger geworden und hatte sie mitgenommen. Elf Jahre hatte das gedauert. Als die Flasche begann, auf den Wellen tanzend zu wandern, war ich nicht mehr klein, aber ich

war noch sehr jung. Marius aber, der war da nicht einmal geboren.

Ich hatte eine Flaschenpost ins Meer geworfen. Marius hatte sie gefunden und mir zurückgeschrieben. Zwischen-
drin waren ein paar Jahre vergangen. Vielleicht sagt ihr, ach, was ist das schon! Aber alle, die die Geschichte bisher gehört haben, haben richtig gestaunt. Und bestimmt hat Maria noch viel mehr gestaunt, als der Engel ihr gesagt hat, dass sie ein Kind von Gott bekommen wird. Diese Sache mit der Flaschenpost jedenfalls halte ich immer noch für ein ziemlich unerhörtes Ereignis.

Krippengrüße

Von Karl-Heinz Becker

„*Herzliche Grüße* auch an Anna Neuhaus, die heute ihren Geburtstag feiert ...“

Mehr nahm Elvira, die Putzfrau, die den Kirchraum zu reinigen hatte, von den Glückwünschen im Radio nicht wahr. In Gedanken war sie bei den heimischen Festvorbereitungen. Dann erklang in ihren Kopfhörern der amerikanische Song „Let it snow“, der sie, ihren Staubsauger und ihre Gedankenträume so richtig in Fahrt brachte. Das Lied begeistert vor sich hin summend, stieß Elvira mit dem Sauger leicht gegen die Glasvitrine, in der die

Weihnatskrippe aufgebaut war. Plumps machte eine Figur und fiel um. Es war Melchior, der schwarze König. Er landete direkt auf der Krippe, in der das Jesuskind lag. Abgelenkt von ihren Gedanken und mit der weihnachtlichen Musik im Ohr, bemerkte Elvira von dem Unglück nichts.

Ein wenig später stieß der Bodenreiniger, den sie am langen Saugschlauch hinter sich herzog, noch einmal sacht gegen das Gestell unter der Vitrine. Nur ganz leicht. Aber der Knuff reichte, um auch einen Hirten und einen weiteren König zu Fall zu bringen. Auch die landeten auf der Krippe.

Später, nach der Reinigung des Raumes, kam der Küster, um den Altar zu gestalten. Für den Nachmittag war eine Adventsfeier für die ganze Gemeinde angesagt. Ziemlich gestresst, er hatte noch frische Blumen für den Altar besorgt, eilte er in die Kirche. Die Kerzen am Adventskranz musste er noch beschneiden, die Blumen auf dem Altar sorgsam drapieren und dann die Tische decken. Zum Glück standen sie schon. Da fiel sein Blick auf die Vitrine und die Krippe.

Ach du Schreck, was ist denn da passiert?, durchfuhr es ihn. Entsetzt sah er auf die umgestürzten Krippenfiguren. Sein erster Gedanke war, sie wieder aufzurichten. Doch leider, der Glasschrank war verschlossen, damit niemand mit den Figuren spielen und für Unordnung sorgen konnte. Ärgerlich, dachte der Küster. Nun gab

es trotzdem Unordnung. Den Schlüssel hatte aber leider Pastor Freund noch in der Tasche. Und der war im Krankenhaus, um dort mit Patienten zu feiern. Er würde erst wieder zur nachmittäglichen Adventsfeier in der Kirche erscheinen. Nun denn, dachte der Küster geknickt, leben wir mit dem Chaos und warten, bis der Chef mit dem Schlüssel kommt.

Nachdem alle Tische gedeckt und geschmückt waren, trug der Küster nur noch das Lesepult nach vorn, um es neben der Vitrine abzustellen. Von dort aus, neben der Krippe, wollte der Pastor seine kleine Ansprache halten. Aber das Unglück nahm weiter seinen Lauf. Mit den Gedanken immer noch beim Chaos in der Vitrine, blieb der Küster mit einem Fuß an einem Tischbein hängen und geriet ins Stolpern. Blitzartig ließ er das Lesepult fallen, wankte, konnte sich aber im letzten Moment noch leicht abstützen – an dem Glasschrank. Der hielt dem Druck zum Glück stand, doch in ihm wurde es unruhig. Eine Figur nach der anderen verlor ihren Halt. Der letzte König, Balthasar, dazu Maria und Josef sowie die restlichen Hirten und das Vieh kippten zu Boden und landeten alle über der Krippe auf dem Jesuskind.

Dem Küster stand der Schweiß auf der Stirn. Was für ein Chaos. Und das kurz vor der Adventsfeier!

Am Nachmittag, als der Saal sich füllte, gab es unter den Gästen kaum ein anderes Thema als die umgestürzten Krippenfiguren. Etwas verspätet und darum schnellen

Schrittes, traf schließlich auch Pastor Freund ein. Seine Patienten in der Klinik hatte er verständlicherweise nicht sofort verlassen können. Einige hatten nach der kurzen Feier noch das Gespräch mit ihm gesucht.

Eilig und mit Leichenbittermiene stürzte der Küster auf ihn zu und zeigte ihm das Durcheinander in der Vitrine. Auch der Pastor bekam große Augen, griff automatisch in die Hosentasche, zog den Schlüssel hervor, verharrte dann aber, hielt ihn eine Weile in der Hand, überlegte und – lächelte. Dann steckte er den Schlüssel wieder ein. „Ist gut“, sprach er, „das machen wir anders.“

Während der Küster sich schulterzuckend in den hinteren Bereich des Kirchraumes verzog, sagte Pastor Freund die ersten gemeinsamen Lieder an, um Ruhe in die Gästeschar zu bringen. Das Klavier stimmte an und die Gemeinde sang fleißig mit. Nach dem abschließenden Klassiker „Macht hoch die Tür“ trat der Pfarrer schmunzelnd ans Pult. Sein ursprüngliches Andachtskonzept warf er kurzerhand über den Haufen, zeigte auf die Krippenfiguren, die über dem Jesuskind lagen, und meinte: „Ist das nicht ein starkes Bild unseres Glaubens: Tiefer können wir nicht fallen. Ob wir stolpern oder geschubst werden, Christus trägt uns.“

Fröhlich strahlte er seine Gemeinde an. Manche nickten mit dem Kopf, andere sahen ihn fragend an.

Da erhob sich in den vorderen Reihen Heike Ritter, die gerade eine schwierige Zeit hinter sich gebracht hatte. Sie blickte zuerst den Pfarrer und dann die Umsitzenden an:

„Ja, Christus trägt uns. Das habe ich selbst erfahren. Aber er tut noch mehr: Er richtet uns auch auf. Lieber Pastor Freund, können wir das nicht ... ja ... symbolisch nachvollziehen und die Figuren wieder aufstellen?“

Erfreut schaute der Theologe die Frau an. „Ein guter Vorschlag, Frau Ritter. Wer mag, kommt nach vorn und stellt mit uns die Figuren wieder auf.“ Dann zog er den Schlüssel hervor, öffnete die Vitrine und richtete zusammen mit der alten Dame und weiteren Gemeindegliedern die Figuren wieder auf.

Als sich nach der Feier die Gästeschar verabschiedete, gab es so manche, die nachdenklich ihren Heimweg antraten. Einige summten dabei freudig die vertrauten Weihnachtsmelodien vor sich hin, andere waren in sich gekehrt. Sie alle aber schienen zu ahnen, was es bedeutet, getragen und aufgerichtet zu werden.